

Henni Lehmann

## Erinnerungen an Adolf Wilbrandt

Rostock: Rostock: Koch: Boldt, 1911

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1807853144>

Druck Freier  Zugang

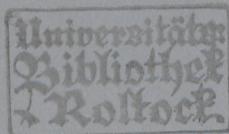
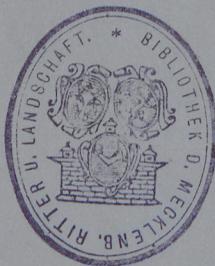


# Erinnerungen an Adolf Wilbrandt.

Gesprochen bei der Gedächtnisfeier  
des Rostocker Frauen-Vereins am  
6. Oktbr. 1911 von Henni Lehmann.

87-2227 (67)<sup>22</sup>

Verlag von Hermann Koch, Rostock.



*LD. 2253.*



Wir gedenken heut eines großen Toten, der unser war, — unser war im nahen Sinn der Angehörigen und Freunde, unser im Sinne des deutschen Volksganzen, das er liebte, dem oft Worte seiner Dichtung klangen, unser im Sinne der engeren Heimat, des mecklenburgischen Landes und der Stadt an der Warnow, in der seine Wiege stand und sein Sarg. — Anfang und Ende schließen sich im Menschenleben zur Kette; das Alter knüpft mit seinen Gedanken erinnernd an die Jugend an. — Wenigen nur schließt auch das äußere Leben die Ringe dieser Kette aneinander. Bei Adolf Wilbrandt geschah es. In dem Hause seiner Eltern, in dem liebe Bilder aus der Jugendzeit ihn umschwebten, schloß er die Augen zum letzten Schlummer. Es war ein Geschenk, das das Schicksal ihm machte, ihm die Abendrast zu vergönnen in dem Heimathafen, von dem er in der Morgenfrühe ausgelaufen.

Das Schicksal hat ihn stets geliebt und ihm reiche Gaben gespendet, — Schaffenskraft, Güte, Schönheit, Lebensfreude. Dies waren seine Begleiter von der Jugend bis zum Alter.

Es klangen uns eben die Worte seines wunderschönen Weltmorgen: „O Leben, du hohes, du heiliges Glück!“ So, als ein heiliges Glück, empfand er das Leben, und er liebte es, das auszusprechen. Immer betonte er, wie reich ihm das Leben gewesen sei. Er sagte einst, er sei stets glücklicher geworden, und es habe ihn so beschenkt, daß er nicht klagen würde, auch wenn schwerstes Leid über ihn käme. Er könne es tragen, da er ganz durchglüht sei von dem Frohgefühl über die Fülle von Segen, die ihm geworden.

Aber daß ihm das Leben so zum Segen ward, dankte er seiner eigenen reichen Natur, die aus allen Quellen des Lebens trank, die über allem Dunkel die siegreiche Sonne sah, — die, wie er es im Hochgebirgsmorgen singt, „im Sturme Wonne“ fand, der „des Kummers Kind das süße Lied“ ward, die „am Abgrund vorüber zu himmelslichten Höhen“ stieg. Er war so reich im Leben, weil er das Leben liebte mit allem, was es gab. Er sah überall Schönheit, und er liebte über Alles die Schönheit. Häßliches war ihm wüdrig im Leben und in der Kunst. Und die künstlerische Schönheit war für ihn von einer gewissen Größe, einem Stil untrennbar. Darum konnte er kein Verhältnis finden zu manchen literarischen Erscheinungen der Neuzeit, die ihren Hauptwert erhalten durch die feine und kleine Schilderung eines oft nicht erfreulichen, oft kleinlichen Milieus. Auch von der Sprache verlangte er eine gewisse Getragenheit, ein Hinaussteigern über das Maß des Alltäglichen. Und wie er selbst kein Verhältnis finden konnte zu manchen Gegenwarterscheinungen, so kann wohl umgekehrt mancher jetzt kein Verhältnis finden zu den Schöpfungen Wilbrandts, denn unserer Zeit war unter der Herrschaft des Realismus der Stil fremd geworden in der Literatur, wie in der bildenden Kunst, und erst in den allerjüngsten Tagen beginnt hier ein Rückfluten des Stroms. — Ich glaube, die Zeit abschließend ein Urteil über Wilbrandts literarische Bedeutung zu fällen ist noch nicht gekommen. Die Jetztzeit steht seiner Zeit, der Zeit Freitags, Auerbachs, Paul Heyses und anderer noch äußerlich zu nahe, um sie rückblickend objektiv zu überschauen, innerlich schon zu fern, um sie subjektiv ganz zu verstehen. Eines kann man aber wohl heut schon sagen: Wilbrandts „Meister von Palmyra“ wird in dem großen Buche der deutschen Dichtkunst mit goldenen Lettern eingezeichnet bleiben. Dies Werk rührt an die tiefsten Fragen, es hat edelste Form und eine durchaus eigenartige Durchführung eines eigenartigen Gedankens. Dem Apelles, dem kraftvoll Strebenden, der immer nur zu leben begehrt, um schaffen und genießen zu können, steht die Gestalt der Nazarenerin Zoe gegenüber, die froh den Tod grüßt, der ihr ein edleres Weiterleben verheißt. Und Zoe tritt dem Apelles während seines langen Lebens in immer neuer Lebensgestalt verkörpert entgegen, wieder auflebend, um wieder zu sterben, bis ihm selbst der

Inhalt des Lebens unter den Fingern entgleitet und er zu sterben wünscht. Leben um zu sterben, — sterben um zu leben, — tiefstinnigste Weisheit über Werden, Leben und Vergehen findet sich in diesem Werke, — und vielleicht ist die Fülle von Gedanken, die sich in Wilbrandts Bühnenschöpfungen, besonders in den späteren, oft findet, die Ursache, daß ihnen manchmal die volle Bühnenwirksamkeit versagt schien. Der zweite Teil des Faust hat das gleiche Schicksal.

Ebenso wie der Meister von Palmyra verdient es die Wilbrandtsche Lyrik, zum Bestand unserer Bücherei zu gehören. Solche Lieder, wie der Hochgebirgsmorgen, die Adonislieder und manche seiner Sprüche gehören für mich zu dem Schönsten und Tiefsten, was in deutscher Sprache gedichtet worden ist. Freilich ist Wilbrandtsche Lyrik oft nicht leicht zu lesen, es sind selten kurze, klingende, rasch in das Ohr fallende Verse, öfters längere, gedankenschwere, sprachlich eigenartige Dichtungen, an deren Gehalt man freilich, je mehr man sich hineinliest, desto größere Freude gewinnt. —

Und von den Prosaschöpfungen ist der Lotsenkommandeur wohl als eine in jeder Hinsicht mustergültige Erzählung zu bezeichnen. Sie hat tiefgrabende Charakteristik, feinen Stimmungsgehalt und zeigt eine wundervolle Beherrschung der sprachlichen Mittel. Der Geruch der Heimerde, der Hauch der salzigen Seeluft durchweht sie, und den Rostockern, die vielleicht das Urbild des Lotsenkommandeurs trotz der frei erfundenen Erzählung nicht sehr fern zu suchen haben, sollte diese Erzählung besonders an das Herz gewachsen sein. Um Ihnen einen Begriff von der schönen und bilderreichen Sprache Wilbrandts zu geben, darf ich Ihnen den Schluß des Lotsenkommandeurs lesen. — Die Erzählung ist beendet, der Konflikt gelöst. Der Lotsenkommandeur hat die Töchter in die Arme der geliebten Männer gelegt, er hat sich mit der Vergangenheit versöhnt. Nun spricht der Dichter zu seinem Helden, indem er einerseits zurückgreift auf den Beginn der Erzählung, der den behaglich seinen Tschibuk rauchenden Lotsenkommandeur schildert, andererseits anknüpft an den dramatischen Gipfelpunkt der Handlung, da der Lotsenkommandeur „tut, was auf ihn gelegt ist“, indem er hinausgeht in Sturm und Wetter, um andre zu retten, während

er daheim die eigene geliebte Tochter sterbend glaubt. —  
Der Dichter spricht:

„Lebe lange, sei glücklich! Rauche deinen Tschibuk nun mit Wohlgefallen; denn deine Tage sind gut. Es sitzen nicht mehr die schwarzen Krähen auf deinem Dach; sonnenhelle Stunden flattern wie Goldamseln herbei, flöten dir von früher Dämmerung bis zur Nacht ihr zärtliches, liebe-frohes Lied, und junge frohe Stunden wachsen nach aus ihrem gesegneten Nest. Dann werden auch andre kommen, rauschend mit schweren Flügeln, werden dir langbeinig und friedlich nach Storchenart auf dem Dache stehen, den Segen im Schnabel: Enkelkinder bringend, die dereinst auf deinem Schoße lallen, die dich umspielen werden, bis der Verstand ihnen kommt, dich zu lieben, von dir zu lernen, dir nachzueifern; daß ein jeder wo möglich ein Lotsenkommandeur werde auf seine Art: das zu tun, zu vollbringen, was auf ihn gelegt ist.

Mir aber vergib; denn auf mich war es gelegt, deine Geschichte zu erzählen; so, wie ich sie wußte, so, wie ichs verstand. Hast du sie gelesen, so lege sie hin und lächle. Sie schändet dich nicht, Lotsenkommandeur. Rauche deinen Tschibuk; sei glücklich!“

Nach diesen Schöpfungen möchte ich Wilbrandt eingewertet wissen, denn ein Künstler soll gemessen werden an dem Besten, was er schuf. Größe, Schönheit, Tiefe, das charakterisiert Wilbrandts künstlerisches Bekenntnis, das charakterisierte auch die äußere Welt, die er um sich aufbaute. — Wem es vergönnt war, seine Wohnräume zu betreten, dem wird der Eindruck unvergeßlich bleiben des klassischen Schönheitsgeistes, der sie durchzog. Abgüsse nach der Antike, wundervolle Reproduktionen nach der sixtinischen Kapelle des Michel Angelo, in langen Reihen aufgestellt die geliebten Bücher deckten die Wände, dazwischen Wilbrandts eigenes jugendschönes Bild, von Lenbachs Hand gemalt — und dann der Meister selbst — meist vor dem Schreibtisch, auf dem es nie an Blumen fehlte, auf dem halbumgewandten Schreibstuhl sitzend, der Besucher ihm gegenüber vor dem Fenster. Unveränderlich jugendlich leuchteten in dem herrlich geschnittenen Dichterkopf die dunkeln feurigen Augen, kaum angegraut waren die leicht gewellten Haare, durch

die er oft während des Sprechens mit der schön geformten Hand glitt, im Eifer der Rede das Haupt leicht zurückwerfend. Der Meister paßte in die antike Schönheitswelt, die ihn umgab. Er war auch innerlich von antikem Geiste erfüllt, wie seine schöne Übersetzung des Sophokles und anderer klassischer Autoren zeigt, und er fühlte sich dem Griechentum zugehörig. Mit besonderer Freude erzählte er, daß ihm, als er bei Paul Lindaus siebzigstem Geburtstag gesprochen, sein vor ihm geschiedener Freund Kainz sagte: „Sie sind der einzige Hellene, die andern alle sind Barbaren“. — Mit Kainz wie mit anderen Großen des Burgtheaters verband ihn warme Freundschaft. Die Zeit, in der er an der Burg in Wien wirkte, war voll von lieben und kostbaren Erinnerungen für ihn. In seinen Lebensdokumenten hat er den Künstlern des Burgtheaters, der Wolter, Sonnenthal und anderen besondere Abschnitte gewidmet. Bei unserm letzten Zusammensein erzählte er noch, nachdem wir über die derzeitige Inszenierung der beiden Teile des Faust durch Reinhard im Deutschen Theater gesprochen, von seiner eigenen Inszenierung des Faust im Burgtheater in Wien, und er bezeichnete es als einen der größten Augenblicke seines Lebens, als am Schluß das Publikum im Rausch der Begeisterung sich einmütig von den Plätzen erhob und nach seiner Direktionsloge hinauf winkte und grüßte.

Auch in der Musik, die ihm ein Lebensbedürfnis war, liebte er die Klassiker, vor allen Beethoven, den er besungen in der Dichtung, die wir einst an dieser Stelle zur Feier seines siebzigsten Geburtstags hörten, während er selbst gegenwärtig war — oben auf der Galerie, den Blicken durch grüne Lorbeerbäume entzogen, wie es seiner träumerischen Weltabkehr zusagte. Auch damals erklangen Weisen, die Beethoven schuf, und die Töne, die heut Anfang und Ende unserer Trauerfeier bilden, liebte er besonders und sie klangen jüngst neben seinem blütenbedeckten Sarge. Auch sie schließen einen Ring in der Kette seines Lebens.

Er liebte die Antike, aber er liebte auch das quellende, reich pulsierende Volksleben der Gegenwart, und insbesondere die Eigenart unseres niederdeutschen Stammes und der plattdeutschen Sprache. Reuter war ihm sehr teuer. Er konnte sich immer wieder an seinem goldnen Humor

erfreuen, und gern las er Andern in guter Stunde Reutersche Dichtungen, vor allem die köstliche Szene aus Hanne Nüte, in der Hanne von dem Pastor Abschied nimmt und dieser ihm rät, doch nach Jena zu gehen. Die emporsprudelnde Jugendfreude des greisen Seelenhirten mußte dem unvergleichbar jugendfrischen Dichter besonders ans Herz greifen. Unvergleichbar jugendfrisch, denn die Kraft, dichterisch zu gestalten, die er schon in der Kindheit besaß, war ihm bis zum Ende treu. Unvergleichbar jugendfrisch, denn seine Güte war warm geblieben. Mit voller Herzlichkeit umfaßte er die Nächsten, Verwandte, Brüder, Kinder und Enkel, die Nichten, die ihm wie Kinder nahe standen, langjährige Lebensfreunde und neugewonnene, unter denen manch jugendlich Werdender war. Der Jugend brachte der Meister ein besonderes Verständnis entgegen, und jugendliche Kräfte zu fördern war eine seine kostbarsten und edelsten Freuden. Und er vermochte das in seltener Weise, denn mit dem jugendwarmen Empfinden, der vollen Begeisterungsfähigkeit verband er die abgeklärte Weisheit des gereiften Alters und die feine Seelenkenntnis des Menschenschilderers. Treu geblieben war ihm die Schönheit, die innere wie die äußere, die seine Züge noch auf dem Sterbelager verklärte. Treu geblieben war ihm die Lebensfreude bis zum letzten, immer frisch vor allem auch seine Freude an der Natur, sei es, daß ihn zu Heiligenblut die Hochgebirgswelt umschloß, sei es, daß er bei seinem regelmäßigen Abendgang von der Schnickmannsbrücke aus auf die Warnow blickte, die im Abendlichte dem Meere zuströmte. Ein altes Wort sagt: „Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben.“ Adolph Wilbrandt war ein solcher Liebling der Götter, der mehr als Siebzigjährige ist jung gestorben, denn Schaffenskraft, Güte, Schönheit, Lebensfreude waren sein bis zum Ende. Und wenn wir morgen diesen Lorbeerkranz, der jetzt sein Bild umrahmt, an seinem Grabe niederlegen, so möge er dem Schlafenden sagen, daß wir in seiner Vaterstadt so sein Bild in unsern Herzen wahren wollen.

erfreuen, und gern las er Anders in guter  
 Dichtungen, vor allem die köstliche Szene  
 in der Hanne von dem Pastor Abschied  
 ihm rät, doch nach Jena zu gehen. Die  
 Jugendfreude des greisen Seelenhirten  
 gleichbar jugendfrischen Dichter besond  
 Unvergleichbar jugendfrisch, denn die  
 gestalten, die er schon in der Kindhe  
 zum Ende treu. Unvergleichbar jug  
 Güte war warm geblieben. Mit voll  
 er die Nächsten, Verwandte, Brüder  
 Nichten, die ihm wie Kinder na  
 Lebensfreunde und neugewonne  
 jugendlich werdender war. Der  
 ein besonderes Verständnis entge  
 zu fördern war eine seine kostba  
 Und er vermochte das in selb  
 jugendwarmen Empfinden, der  
 verband er die abgeklärte We  
 die feine Seelenkenntnis des  
 geblieben war ihm die Schönh  
 die seine Züge noch auf  
 geblieben war ihm die Leb  
 frisch vor allem auch sei  
 daß ihn zu Heiligenblut di  
 daß er bei seinem regelm  
 mansbrücke aus auf  
 lichte dem Meere zust  
 die Götter lieben, d  
 Wilbrandt war ein se  
 als Siebzigjährige i  
 kraft, Güte, Sch  
 zum Ende. Und w  
 jetzt sein Bild um  
 möge er dem Sch  
 so sein Bild in

